

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Ettlinger Zeitung. 1949-1973 1952

220 (20.9.1952) Der Sonntag

Der Sonntag

Nun hält der Herbst seinen Einzug

In einem Rausch von Farben glüht der Wald

Wieder ziehen nun die stillen, klaren Herbsttage ins Land. Von einem durchsichtigen, seidigen Himmel, blau mit zarten, weißen Wolkenspinneten durchzogen, schielat die Sonne scheinbar von viel weiterer Ferne her. Das Sommerfeuerwerk ist wieder einmal abgebrannt, herblich milde schmelzeln der Sonne Strahlen. Ihre Macht reicht nicht mehr allzuweit. Ja, sie muß sogar den glitzernden Teuteppich, den die kühleren Nächte jetzt reichlich weben, an schattigen Stellen den Tag überdauern lassen.

Nun ist es an der Zeit, Umhau zu halten, ob der Herbst schon sein Liebestes Kind, den Wald ganz in die Arme genommen, ob sein Zauberwort das große Verwandlungsspiel vollbracht hat.

Wir gehen am Waldrand entlang, und siehe da, von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch jubelt es in allen Farbarten. Vom blassen Ockerton bis zum knallenden Chromgelb, vom zarten Rosageflimmer bis zum brennenden Lachsrot; helle verwachsene Ledertöne steigen sich bis in dunkles Kastanienbraun, und dazwischen geht überall das letzte Grün des Sommers sein Abschiedslied. Noch einmal legt der gesamte Wald in betörendem Farbkonzert ein Bekenntnis zur Schönheit ab. Keines seiner Kinder will zu rückstehen. Der kleinste Strauch gibt sein bestes her und läßt seine unauffälligen Beeren plötzlich knallrot aufglühn. Selbst das winzige Geranke um Wurzel und Stamm hält tapfer mit.

Wieder ist es wie alle Jahre, wir bekommen Schnaucht, das ganze bunte Konzert, in einem großen Strauß eingefangen, mit nach Hause zu nehmen. Aber dabei wollen wir uns nicht wie Plünderer benehmen, die hier und dort Zweige, die nicht brechen wollten, angeknickt hängen lassen, oder einer kleinen Eberesche die ganze Krone geraubt und sie damit zum ewigen Krüppel gemacht haben. Sonst haben wir vielleicht beim Nachhausegehen das Gefühl, sich dem Wald gegenüber mit seiner verschwenderischen Pracht nicht gerade fein benommen zu haben.

Wenn wir die prächtigen Beerenfrüchte zum Strauß verwenden, wollen wir uns stets leise daran erinnern, daß wir das Winterfutter der Vogelwelt vor uns haben. Gerade hier können wir uns leicht bescheiden, denn schon wenige, liebevoll ausgewählte Zweige genügen, um die reizvollste Schmuckwirkung im Zimmer zu zaubern. Diese kleinen Waldschmuckstücke sind zugleich die ausdauerndsten Vasenobjekte. Meistens finden wir die Beerensträucher, als Freunde des Lichtes, mehr am Waldrand, wo sie nach der Sonne Ausschau halten.

Da glänzen die rotlackierten Hagebutten der Wildrose und die knallroten Beerenbüschel des weißen Schneeballs. Der Weißdorn hält am Wegrand seine roten Mehlkörnchen freundlich feil, und dicht daneben schwenkt der Schlehdorn seine blauschwarzen Früchte. Ein Stockwerk höher winken die prallroten Beerenolden der Eberesche aus goldgelbem Laub. Weiter drinnen im Unterholz geistern die schwarzen Beeren des Hartriegels und des Holunders. Am schönsten sind die hellpurpurroten, mit viel gelbem Samen gefüllten Früchte des Pfaffenbütchchens oder Spindelbaumes.

Es kommt ja wirklich nicht auf die Größe und Menge des Straußes an, sondern auf die geschickte Zusammenstellung. Ein paar zarte Birkenzweige mit gelbem Blattgerüst, dazu einige letzte Glockenblumen und Skabiosen oder eine einzige Wildhopfenranke mit hell- oder grünen Fruchtschalen für die Wandvasen können oft zu allerletzte alle Herbstschönheit und Wald Erinnerung vermitteln. Eine Hand

voll schöner, bunter Herbstblätter auf die weiße Decke des Frühstüdtisches locker verstreut, kann tiefer den heiteren Herbstzauber übertragen, als manche aufgeplusterte Vasenpracht. Wie reizvoll kommt auf dem weißen Untergrund jedes Blatt für sich zur Wirkung und kann seine kleine Besonderheit lustig zur Schau stellen!

Die paar Eichen und Kastanien in der Hosenlasche bedeuten für unseren Jungen die schönste Erinnerung und das ganze Zaubereich des Herbstes liegt für ihn darin verborgen.

Liebe geht seltsame Wege

Erzählung aus dem Leben / Von A. Webermann

„Es ist jetzt mehr als zwanzig Jahre her“, lächelte die alte Dame, „ich war jung, hübsch und viel dümmer als heute, obwohl gerade diese Dummheit mir gut gestanden haben mag, denn ich hatte viel Verehrer und Freunde.“

Unter anderen kannte ich auch jemanden — nennen wir ihn Frank — der aus seinen Gefühlen mir gegenüber keinen Hehl machte. Er war gewiß nicht meine große Liebe, aber er verfügte über ein bedeutendes Vermögen, und es imponierte mir, daß er mir großzügige Geschenke machte. Unversehens war ich mit

ihm verlobt. Er überbrachte mir nämlich einen Brillantring, der mir sehr kostbar schien, und der es auch war. Er nannte ihn den Verlobungsring.

Ich liebte Schmuck über alles, und der Ring stach mir in die Augen. Mein Wunsch, ihn zu besitzen, war so groß, daß ich nicht widersprach, als er von Verlobung redete.

Ich war glücklich. Ich betrachtete den Ring immer wieder und freute mich seines Besitzes. Die Verlobung machte mir zunächst keine Sorgen. Irgendwie dachte ich gar nicht daran und sah sie für eine Sache zweiten Ranges an.

Ein Juwelier, den ich eines Tages eines anderen Schmuckstückes wegen aufsuchte, sah den Brillantring an und sagte mir, daß er etwa zweitausend Mark wert sei, eine Summe über die ich fast erschrocken. Denn in meiner Familie herrschte zwar kein Mangel, aber auch kein Reichtum, und zweitausend Mark waren für uns ein Vermögen.

Es bleibt nachzutragen, daß ich sehr an meinen Eltern hing. Ich war das einzige Kind und sie hatten mich sehr verwöhnt. Wir waren alle sehr zärtlich miteinander und standen einer für den anderen ein. Wenig später würde mein Vater schwer krank, und die Verhältnisse bei uns zu Hause verschlechterten sich derart, daß ich eines Tages hinging und den Brillantring verkaufte.

Um meinen Verlobten jedoch nicht zu kränken, ließ ich eine billige Imitation machen. Er merkte nicht, daß der Ring, dieses kostbare Verlobungsgeschenk inzwischen wertlos geworden war.

Ungefähr zum gleichen Zeitpunkt lernte ich einen jungen Mann kennen, zu dem ich sofort in Liebe entbrannte.

Ich war überzeugt, nur ihn allein lieben zu können. Ich befand mich in höchster Verwirrung, zumal auch jener junge Mann mir seine Liebe gestand, und wir beide nichts mehr ersahnen, als einander zu heiraten.

Aber — ich hätte meine Verlobung lösen müssen. Ich sprach mit meinem Verlobten, und er war auch sehr vernünftig, wiewohl ich auch bemerkte, wie blud und niedergeschlagen ihn unser Gespräch machte. Ich wollte den Ring vom Finger ziehen, um ihn meinem Verlobten zurückzugeben, aber erst in diesem Augenblick wurde mir bewußt, daß es nicht ging. Ich hatte ganz vergessen, daß er inzwischen wertlos wie Glas geworden war. Irgendwann, so fiel mir plötzlich ein, würde mein Verlobter feststellen, daß sein Ring eine Imitation war und zu dem Gefühl, mich verloren zu haben, würde das viel Schlimmere kommen, noch betrogen zu sein.

Ich steckte den Ring zurück an den Finger und murmelte, daß ich mir alles noch einmal überlegen würde. Er schöpfte neue Hoffnung, und ich ging verwirrt und verzweifelt nach Hause, denn mir war klar, daß ich niemals das Geld haben würde, den echten Ring zurückzukaufen.

Der junge Mann, den ich liebte, war selber arm wie eine Kirchenmaus. Ich redete gar nicht erst mit ihm darüber. Ich wußte nicht, was ich machen sollte.

Manche Dinge geschehen von selbst. Der junge Mann, enttäuscht durch mein Zögern, durch meine Ausflüchte, wendete sich von mir ab, und ich heiratete schließlich meinen Verlobten.“

Die alte Dame schwieg und sah lächelnd ihre Tochter an, die nun verwirrt auf ihren Vater sah, der die ganze Zeit ruhig und lächelnd im Sessel zurückgelehnt zugehört hatte.

„Wie?“ fragte die Tochter, „ist er —?“ „Ja“, nickte die Mutter, „ich wollte dir die Geschichte gern erzählen, weil du an einem Beispiel erfahren solltest, wie merkwürdig es mit der Liebe ist.“

Und dabei streckte sie ihrem Manne die Hand hin, die er behutsam ergriff.



TANZ IN DEN HERBST

Ein schöner Herbst steht dem Sommer bestimmt nicht nach. Die Wochen der Glühbirne sind vorüber; doch sind die Tage meist noch so voll Sonnenschein und Wärme, daß es eine wahre Freude ist. Auch an der See findet sich noch mancher Ferienort zur gerahmten „Nachsaison“ ein. Auf Nordsee gelang dem Bildberichterstatter dieser hübsche Schnappschuß von einem Tänzer in altpreussischer Tracht. (Aufnahme: Dr. Wolff und Trüschler).

Die Wandlung der Herzen

An den Brennpunkten der harten Wirklichkeit / Von P. Baudis

Das ist eine phantastische, schier ungläubliche Geschichte mit dem Herzen des ägyptischen Königs Merenephta. Es sind immerhin schon dreitausenddreihundert Jahre über diese Erde gegangen, seit er regierte. Man hat bei Ausgrabungen und der Öffnung der Königsgräber in Unterägypten seinen einbalsmierten Leichnam gefunden. Vor ungefähr 29 Jahren hat einer der hervorragendsten Chirurgen Englands, Lord Moyzhan, das Herz des Pharao sezert. In einem Vortrag vor der königlichen Gesellschaft der Chirurgen wies er dann nach, daß dieses Herz „verhärtet“ war, daß der Pharao an einer Gefäßkrankung des Herzens, Kalkablagerung an den Wänden gelitten haben muß.

Nun ist uns dieser Pharao Merenephta auch aus einer anderen Geschichtsquelle wohl bekannt. Er ist nämlich derselbe, der das Gottesvolk des Alten Testaments knechtete und vor den ein Moses hintrat und die Freilassung seines Volkes forderte. Wie sonderbar, da steht: „Geh hinein zu Pharao, denn ich habe sein und seines Knechte Herz verhärtet.“ Wer also Bibel hat, kann es selber nachlesen: Immer und immer wird es betont, daß der Pharao ein „verhärtetes Herz“ gehabt habe.

Sollte tatsächlich zwischen seinem Wesen, seiner Gemütsverfassung und dem anatomisch-pathologischen Befund seines Herzens ein Zusammenhang bestehen? Und wenn es so sein sollte, wie sind dann die Zusammenhänge?

An dieses Pharaonenherz wurde ich erinnert, als ich neulich einen Aufsatz über die „Krankheit der Manager“ las. Es wäre beargwünzigend, hieß es da, wie die Männer

de heute an verantwortlicher Stelle stehen, Regierungsmitglieder und Abgeordnete, Wirtschaftler, Generaldirektoren und Industriekapläne so häufig aus dem reichsten Schaffen, in den besten Jahren durch einen plötzlichen Tod herausgerissen würden. Es wäre die Todesursache fast immer Herzveränderungen, Kreislaufstörungen, Gefäßkrankungen. Es müßte doch mit dem Beruf zusammenhängen.

Das sind also Männer, die an den Brennpunkten der „harten“ Wirklichkeit stehen und die natürlich selber auch entsprechend hart sein müssen in dem rasanten Betrieb der Zeit. „Gelobt sei, was hart macht“, war ja mal die Parole einer ganzen Epoche. Die Willens- und Sinnesverhärtung scheint aber — es klingt phantastisch — eine Verhärtung der Herzgefäße nach sich zu ziehen.

Man hat ja im Laufe der Jahrhunderte lange herumgerätselt, wo der Sitz der Seele, das Zentrum aller Gefühlsregungen und Willensimpulse zu suchen wäre. Das Gehirn, die Nieren, das Zwerchfell wurden genannt. Schließlich blieb man aber dann doch beim Herzen. Das kann natürlich nicht mit dem Sezermesser bewiesen werden. Aber es gibt doch offenbar verborgene Zusammenhänge zwischen dem Herzen und der Seele. Und der Liebende, der der Frau seines „Herzens“ eingestekt, daß sein Herz nur für sie schlage und was er im „Herzen“ für sie fühle, wird schon recht haben.

Nun aber läuft mitten durch die große Weltgeschichte eine andere Geschichte. Sie ist nicht so erhehend und blutig, trotzdem aber noch wichtiger. In dieser Geschichte des christlichen Glaubens geht es fast ausschließ-

lich um das menschliche Herz. Die Verstockung und Verhärtung der Herzen soll verschwinden. Es geht um die Wandlung der Herzen. Die kann aber nicht durch menschliche Willensimpulse erfolgen. Da muß der rechte Arzt her. Die Christenheit nennt ihn: Den Heiland der Herzen.

„Ach, Sie sind es, Herr Doktor?“

Kurzgeschichte von Werner Hauff

Der besannste Filmanwalt Dr. Kramer war in Urlaub gefahren. Schon acht Tage wollte er nun bereits im „Weißen Hirschen“ in Hinterzusterhausen und noch immer hatte er keine Post erhalten.

„Noch keine Post, Herr Portier?“ „Bedauere sehr, Herr Doktor.“ „Das verstehe ich nicht, da würde ich wohl am besten ein Telegramm aufgeben oder nein, geben Sie mir ein Ferngespräch mit München 50 841.“

„Ich wähle für Sie Herr Doktor. — 50 841 — Hallo Herr „Weißer Hirsch“ Hinterzusterhausen, ich verbinde. Bitte sprechen Sie, Herr Doktor.“

„Hallo, Fräulein Heiter?“ „Ja, hier bei Dr. Kramer.“ „Sagen Sie, was ist denn mit meiner Post?“ rief der Anwalt in den Apparat.

„Ach, Sie sind es, Herr Doktor“, kam es vom anderen Ende der Leitung. „Ich wollte Ihnen schon schreiben, aber ich hoffte doch noch einen Reservenschlüssel zu finden.“

„Was denn?“

„Sie haben nämlich den Schlüssel zum Postfach mitgenommen.“ „Donnerwetter!“ rief der Anwalt ins Telefon. „Ich hätte nicht geglaubt, daß ich schon so verblödet bin.“

„Ich auch nicht...“

„Wie?“

„Nichts“, schwieg sich Fräulein Heiter aus. „Na, dann schicke ich Ihnen sofort den Schlüssel per Eilboten.“

„Ich bitte darum.“

„In Ordnung, wiederhören, Ende!“

„Ende“, dankte Fräulein Heiter.

Dr. Kramer bat den Portier: „Hier Bläser, schicken Sie bitte sofort diesen Schlüssel nach München, meine Adresse haben Sie ja.“

„Wird erledigt, Herr Doktor, auf mir können Sie rechnen — wie auf einer Schleifentafel“, meinte er, denn er war selbst ein Zugereister.

„Ist gut“, antwortete der Doktor, „ich mache einen Wochenendausflug über den See.“

Am Montag kam Dr. Kramer in den „Weißen Hirschen“ zurück.

„Guten Morgen, Herr Doktor!“

„Morgen Bläser!“ begrüßte der Anwalt den Portier, „habe ich nun endlich Post bekommen?“

„Ja“, nickte der, „ein Telegramm.“

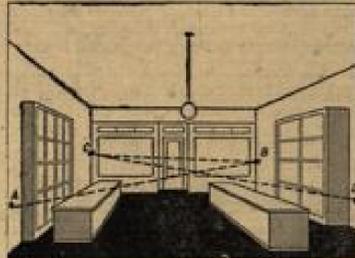
„Geben Sie her!“ Eilig riß es der Anwalt auf und las:

„Nun liegt wohl auch der Schlüssel im Postfach, Heiter.“

Unsichtbare Lichtstrahlen gegen Einbruch und Diebstahl

In den letzten Jahren hat man dem örtlichen Raumschutz, d. h. der Absicherung von Räumen usw. gegen Einbruch und Diebstahl, besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Der ständige Kampf der Sicherheitstechnik gegen die sich anpassenden „Fortschritte“ der Einbrecherzunft hat dazu geführt, daß Raumsicherungs-Anlagen heute so ausgeführt werden, daß sie jeden Einbruchversuch selbsttätig der Polizei-Empfangszentrale melden, die innerhalb weniger Minuten das Ueberfallkommando oder den Funkstreifenwagen an den Tatort rufen. Der Einbrecher kann dabei ohne etwas zu merken, sofort festgenommen werden.

Zu den wirksamsten und modernsten Mitteln dieser Art gehören die Raumsicherungs-Anlagen, die mit unsichtbaren ultraroten Strahlen arbeiten. Nach dem System „Notruf“ mit direktem Polizei-Alarm hat die Telefonbau und Normalzeit GmbH. in Frankfurt am Main eine Anlage geschaffen, die in vollkommen unsichtbarer Form Räume oder einzelne Objekte zu schützen in der Lage ist.



Die Arbeitsweise einer derartigen Sicherung ist folgende: Von dem Sender (A) unserer Zeichnung (einer Glühlampe mit einem besonderen vorgeschalteten, dunklen Filter) geht ein feiner unsichtbarer Strahl über die Spiegel (B und C) zu einem Empfänger (D), in dem sich eine Photozelle befindet. In dem Augenblick, in dem eine Person durch diese Strahlen hindurchgeht, setzt die Wirkung der Photozelle aus; der Strom wird unterbrochen und die Alarmanlage, ohne daß es der Eindringling bemerkt, in Tätigkeit gesetzt. Da die unsichtbaren Strahlen in beliebiger Höhe und Stellung und über beliebig viele Spiegel verlaufen können, besteht die Möglichkeit, jede Stelle oder jeden Gegenstand im Raum abzusichern, zumal auch jeder Versuch, einzelne Kontaktvorrichtungen außer Betrieb zu setzen, oder Teile des Leitungssystems herauszuschneiden oder zu überbrücken, den sofortigen Alarm zur Folge hat.

Diese Raumsicherungs-Anlagen können in allen Städten, in denen ein Polizei-Notruf-Netz besteht, betrieben werden. Nach Auslösung des Alarms an der Einbruchstelle tritt im Dienstraum des Ueberfallkommandos bzw. der Funkbetriebszentrale ein Typendruck in Tätigkeit, der die Nummer des Teilnehmers und die genaue Zeit des Meldeeingangs in Schreibmaschinenschrift aufzeichnet. Für jeden Anschlußteilnehmer liegen in der Polizeizentrale eine Karteikarte und evtl. auch die Hausschlüssel bereit (in Städten mit Funkstreifenwagen befindet sich die Kartei auch noch in den einzelnen Wagen). Der Führer des Kommandowagens kann sich daher bereits auf der Fahrt zum Alarmort genau über die Einzelheiten des Grundstückes unterrichten und seine Dispositionen rechtzeitig treffen.

Auch in Orten mit örtlicher Alarmanlage (ohne Polizei-Notruf-Netz) ist die Erstellung dieser Sicherungsanlage möglich. Hier erfolgt die Alarmanzeige der Polizei mit akustischen Signalen, oder auch lautlos direkt zum nächsten Polizeirevier.

Unser Sorgenkind!

Falsch verstandene Fürsorge der Eltern und die Folgen für das Kind

Gewiß, vom ersten Tage an, war Rolf zarter, schwächlicher und für alle Krankheiten anfälliger gewesen als seine Geschwister. Wie oft hatte Mutter an seinem Bettchen gesessen und voller Angst und Sorgen um das kleine Leben die feberheißen Händchen gehalten. Der Arzt war mit bedenklicher Miene aus- und eingegangen und hatte größte Vorsicht und Fürsorge angeordnet. Natürlich war Rolf sehr bald zum Mittelpunkt der Familie geworden. Und er blieb es, auch dann, als sein Körper sich längst gekräftigt hatte und die Krankheitsperiode überwunden war. Man verwöhnte ihn, umsorgte ihn und lebte in der ständigen Angst, ihm könne irgend etwas zustößen. Das Kind spürte natürlich sofort, daß ihm hier eine Macht gegeben war und wußte sehr bald, sie auszunützen um den eigenen kleinen Willen durchzusetzen.

Damit war der Anfang zu einer Kettenreaktion gegeben, die sich für die weitere Entwicklung des Kindes nur nachteilig auswirken konnte. Kinder haben ein überaus feines Gefühl für Recht und Unrecht und so blieb es auch seinen Geschwistern nicht verborgen, daß dem Brüderchen hier eine Vorrangstellung eingeräumt wurde, die ihm auf die Dauer nicht zukam, und sie fühlten sich selbst benachteiligt und zurückgesetzt. Die Folge davon war, daß sich in ihnen zuerst ein Neidgefühl regte, das später in Abneigung ja Haß umschlagen konnte.

Einsichtsvolle und verständige Eltern werden sich schon bei den ersten offenen Anzeichen einer solchen Reaktion bemühen, einen Ausgleich zu schaffen, und sie werden selbst den richtigen Weg finden, jedem Kinde mit der gleichen Liebe und Fürsorge, aber auch mit der gleichen Unerbittlichkeit, wenn es notwendig ist, entgegen zu kommen. Sie werden erkennen, daß auch das früher so schwächliche und anfällige Kind längst kräftig und gesund genug ist, um keiner gesteigerten und besonders betonten Betreuung mehr zu bedürfen. Es lassen sich dabei in jedem Falle die richtigen Wege finden, die das Kind so selbstverständlich und von ihm selbst nahezu unbemerkt wieder in die Gemeinschaft zurückführen, daß es selbst nicht spürt, daß ihm hier eine Vorrangstellung genommen wird, an die es sich gewöhnt hatte und die es nicht wieder aufgeben will.

Veräumen die Eltern jedoch hier den richtigen Zeitpunkt, so ist es schwer, das später wieder gut zu machen, denn mehr und mehr lernt das Kind die Vorteile seiner Stellung kennen und — in seinem Glauben an sein Recht — verteidigen. Man mag auch innerhalb der Familie aus Kenntnis der Situation Nachsicht und Versehen üben, Freunde und vor allem Kinder fragen nicht nach Gründen und Vorhergegangenem, sie sehen die Tatsachen, sie sehen, daß der Junge gesund und kräftig ist, wie sie es selber auch sind, und danach urteilen sie, verurteilen sie, denn Kinder sind hart und denken realistisch. Ihrem noch ursprünglichen Wesen und Empfinden nach kennen sie keine Toleranz und bald genug steht Rolf abseits, wo auch immer er sich sehen läßt, auf dem Spielplatz, in der Schule, bei Kinderfesten.

Abgesehen von wenigen Ausnahmen ist das Kind gesellig veranlagt, es braucht die Gemeinschaft, um sich geborgen zu fühlen, um mit den kleinen und großen Ängsten, Sorgen

und Nöten in sich fertig zu werden, und nichts ist schlimmer für ein Kind, als ausgestoßen aus der Gemeinschaft zu sein. Einsam, verlassen und allein ist es noch zu schwach, noch zu unentwickelt als Persönlichkeit und Individualität, um auf die verzichten zu können, die es in die Gesamtentwicklung einbeziehen und dadurch viele Schwierigkeiten seiner Entwicklung, seines Wachstums gemeinsam lösen. Dieser Schutz und diese Hilfe der Gemeinschaft ist durch nichts zu ersetzen, auch nicht durch die rätlichsten und verständnisvollsten Anteilnahme der Mutter am Leben, Tun und Handeln ihres Kindes.

Ohne sich dieser Tatsache verständemäßig bewußt zu werden, fühlt das auch das Kind. Es weiß, daß ihm hier etwas entzogen wird, dessen es an sich bedarf und das ihm gehört. Um für die dadurch entstehende Leere einen Ausgleich zu schaffen, sucht es sich neue Wege, andere Gemeinschaften. Je nach Veranlagung und Temperament wird sich das Kind entweder mehr und mehr an den Kreis der Erwachsenen anschließen oder aber es wird sich in sich selbst zurückziehen, wird sich mit Tieren, Büchern usw. beschäftigen, ohne sich an den Spielen und dem Herumtollen der Gleichaltrigen zu beteiligen. Altklug, eigenbrütlich und vereinsamt ist es für ein solches Kind eine Qual mit dem ewig hänselnden und spottenden Schulkameraden zusammen zu sein, zumal in ihm die Sehnsucht lebt, ihnen gleich zu sein, mit ihnen herumzutollen.

Es muß leider immer wieder festgestellt werden, daß die Eltern dieser Kinder oftmals

Ursache und Gefahr des kindlichen Eigenbrütlerlei gar nicht erkennen, sondern im Gegenteil noch stolz darauf sind, daß ihr Junge sich gar nichts daraus macht, Nachmittage lang auf den Spielplätzen zu sein, sondern viel lieber lernt und arbeitet. Sie sind stolz darauf und glauben ein Musterkind zu haben, ohne zu sehen, daß es sich hier um nichts anderes als um verdrängte Komplexe handelt, die sich auf irgend eine Weise abregieren müssen und daß das Kind im Inneren dabei selbst todunglücklich und verwirrt ist, weil es nicht weiß, warum die anderen es nicht mögen. Gewiß, die kindlichen Aversionen verwachsen sich, sie fallen ab von den jungen Menschen und nach und nach werden sie es lernen, sich gesellschaftlich gegenüberzutreten, den anderen nach seiner Leistung zu beurteilen und ihm Höflichkeiten zu erweisen, aber die in das Kinderherz gesäten Hemmnungen und Komplexe lassen sich nicht verdrängen, sie wurzeln fest und begleiten den Menschen oft sein ganzes Leben hindurch. Gleichgültig ob seine Hemmnungen bedingte Scheu, Zurückhaltung, ja man könnte es fast Lebens- oder Menschenangst nennen, oder eine auf die gleichen Gründe und Ursachen zurückzuführende Härte und Burschikosität den Menschen späterhin kennzeichnet und ihm das Leben, das Auskommen mit seinen Berufskollegen, seinen Nachbarn und Freunden erschwert.

Dessen sollten sich auch die fürsorglichsten und besorgtesten Eltern bewußt sein. Sie sollten daran denken, daß sie ihre Kinder zu lebensfähigen, auch innerlich gesunden Menschen erziehen wollen und daß man dabei durch eine übertriebene Fürsorge, wo sie nicht unbedingt notwendig ist, nur mehr schaden als helfen kann. Und das liegt nicht im Interesse des Kindes. cb

KLEINER MEDIZINISCHER RATGEBER

Thrombose und Embolie

Immer wieder hört man das Erschütternde: ein Mensch, ein geliebter Mensch oder Bekannter ist ganz plötzlich aus voller Gesundheit aus dem Leben gerissen worden. „Herzschlag, Hirnschlag, Lungenembolie“ wird vielsagend und doch zutiefst machtlos vor so einem Geschehen bemerkt. Und ganz im Geheimen wünscht jeder — und fürchtet zugleich diesen Tod für sich.

Die Thrombose ist das zunächst zu fürchtende Ereignis (von trombo = griech. hinstopfen). Es wird damit der Vorgang bezeichnet, daß irgendwo im Körper eine Vene durch ein Blutgerinnsel, den sogenannten Thrombus, verstopft wird. Bevorzugt sind bekanntlich die Venen der Beine, da dort — und besonders, wenn Krampfader vorhanden sind — das Blut langsamer und mühsam zirkuliert, denn es muß ja gegen die Schwerkraft der Erde nach oben fließen. Erste Anzeichen dieser teilweise Verstopfung einer Vene sind ziehende Schmerzen in den Beinen, und es empfindet sich, sie mehrmals täglich zu emulsen, indem man sie in die horizontale Lage bringt. Nichts ist dabei mehr zu widersprechen als langes Stehen. Gehen ist weit weniger schmerzhaft, da durch die dabei entstehenden Muskelbewegungen das Blut förmlich durch die Venen hindurchmassiert wird.

Ist erst eine richtige „Venenentzündung“ entstanden, muß zunächst die entzündliche Komponente durch oft wiederholte feuchte Umschläge zum Abklingen gebracht werden. Denn sie gibt immer neuen Boden ab zum Entstehen und Haften von Blutgerinnseln.

Solange die Blutklumpen festhalten, bedeuten sie für den Körper keine große Belastung. Plötzlich kann es aber geschehen, daß ein solches Gerinnsel von der Wand losgerissen wird und nun im Blutkreislauf mitgeschwemmt wird, bis es je nach seiner Größe in einer mehr oder weniger großen Lungenarterie stecken bleibt: Dieser ominöse Vorgang wird als „Embolie“ bezeichnet, von griech. embalein = hineinwerfen; der Thrombus ist also jetzt zum Embolus geworden. Ein so plötzlicher Verschluss eines der großen Lungenarterien führt zum sofortigen Herztillstand. Kleinere Embolien machen sich durch plötzlich einsetzende Atemnot sowie stechende Schmerzen beim Atmen bemerkbar. Richtig erkannt und gedeckelt kann bei völliger, fast bewegungsloser Bettruhe der Schaden in einigen Wochen vollkommen ausheilen; das Gerinnsel wird aufgelöst und veratmet. Der Übergang vom Krankenlager zur ambulanten Lebensweise muß aber ganz allmählich erfolgen, damit nicht durch zu schnelle Lageränderung ein neuer embolischer Schub ausgelöst wird. Diese Regel gilt cum grano salis für jedes längere Krankenlager.

Insbesondere müssen an dieser Stelle den Tagen nach einer erfolgten Operation einige Bemerkungen gemeldet werden: Operationen sind heute, in der Ära des Penicillins, im allgemeinen kein Problem mehr. Durch verschiedene Umstände, die aber durch und nach einer Operation gegeben sind — schlechte Durchblutung der Glieder durch zu ruhiges Liegen, Mehrbelastung des Herzens und erhöhte Gerinnungsneigung des Blutes — droht wie ein Schreckgespenst des Kranken die Embolie. Sie zu bekämpfen, haben sich heute alle operativen Kliniken zur vorranglichsten Aufgabe gemacht. Man wird bei bestehender Venenentzündung Ruhe verlangen, sonst aber schon früh die Beine bewegen lassen. Dazu gibt es Salbe und Spritzen, die Blutgefäßwände enthalten, nicht zu vergessen den Blutegel selbst, der natürlich denselben Dienst tut.

Inferate werden nicht nur gelesen, man spricht auch davon. Beim Einhauf berücksichtigt man die Inferenten u. bezieht sich auf die Ettlinger Zeitung

DAS SPIEL IST AUS CELIA!

ROMAN VON ANITA HUNTER.

Copyright by Hansmann-Meyerpress
Durch Verlag v. Grabarg & Götz, Wiesbaden

(7. Fortsetzung)

Verwirrt richtete er sich auf. Sie schlief ganz fest. Wie ein Kind sah sie aus. Das silberblonde Haar lag in weichen Wellen über dem Kissen. Aber sie lächelte doch!

Er stand ganz still und blickte auf sie hinab. Zum erstenmal sah er sie, wie ein Mann eine Frau betrachtet. Aber dann schüttelte er leise den Kopf. „Nein, Rick, keine Dumtheiten, mein Junge!“

Die Tür der Kabine fiel ins Schloß. Der Zauber war gebrochen. Er war sehr froh, als Mrs. Miller sich erbot, die Pflege der „armen kleinen Frau“ zu übernehmen...

V. Kapitel

Der Schiffsarzt Dr. Gade ging seit einigen Tagen mit bekümmertem Miene umher. Wenn die Passagiere der „Maud“ ihn fragten, dann gab er nur ausweichende Antworten. Aber auf einem Schiff kann ja nichts geheim gehalten werden. Und deshalb erfuhr Märta auch bald, daß einer der beiden chinesischen Köche an einer geheimnisvollen Fieberkrankheit gestorben war. Man hatte ihn in den Abendstunden, als die Passagiere schliefen, ins Meer versenkt — und nun lag einer der Matrosen mit derselben Krankheit. Und Dr. Gade war sich nicht klar darüber, warum es sich handelte.

„Wir werden alle langsam zugrunde gehen“, sagte Elena Miller aufgeregt beim Frühstück.

Dr. Gade schüttelte den Kopf. „Nein, nein, davon kann gar keine Rede sein, aber wahrscheinlich müssen wir einen Hafen anlaufen und in Quarantäne geben!“

„Was bedeutet das?“

„Eine Schutzmaßnahme. Der erkrankte Matrose muß auch so schnell wie möglich in ein Krankenhaus. Kapitän Lien sprach heute früh davon, die Insel Wigaloo anzufunkeln, ob dort Landungsmöglichkeit ist.“

„Wigaloo?“ Rick blickte interessiert auf. „Das ist doch die Kanakinsel, wo der australische Professor Grymes seine Versuche macht.“ Dr. Gade nickte.

„Ja, Professor Grymes ist Experte in Tropenkrankheiten. Er hat ein ganz modernes Krankenhaus eingerichtet, dort können wir alles bekommen, was wir brauchen. Allerdings...“ er blickte ein wenig zweifelnd auf Elena Miller hinüber. „Wir werden dann wahrscheinlich drei Wochen in Quarantäne bleiben müssen.“

„Drei Wochen, das ist unerträglich! Das geht nicht, ich habe keine Zeit!“ Der Levantiner Baranti fachte aufgeregt mit den Händen.

„Meine Herrschaften, für mich stehen Tausende auf dem Spiel. Wo ist der Kapitän?“ Er warf seine Serviette hin und rannte davon.

Märta sah zu Rick hinüber. Drei Wochen in Quarantäne — das bedeutete drei Wochen länger diese wahnwitzige Hochzeitsreise, diese Komödie, die ihr von Tag zu Tag schwerer fiel.

Rick lächelte, er warf den Kopf in den Nacken.

„Herrlich!“ sagte er. „Das habe ich mir immer gewünscht. Eine fremde Insel, tropische Vegetation, Eingeborene, die abends am Lagerfeuer singen, Tänze im Mondchein mit irgendeinem lockenden braunen Mädchen...“

„Aber Herr Stjernval, so etwas sagt man doch nicht, wenn man auf der Hochzeitsreise ist“, sagte Elena Miller empört.

Märta wurde brennend rot, aber Rick störte es anscheinend gar nicht, denn er fuhr fort:

„Ich sehe die ganze Dekoration schon vor mir, ein Hollywood-Film ist gar nichts dagegen. Freust du dich nicht auch, Märta?“

Seine Augen funkelten ein bißchen ironisch. Es war so, als ob Rick sich innerlich gegen irgend etwas verteidigte. Seit dem Abend in der Kajüte, als er Märta geküßt hatte, hatte er sich diesen Ton zugelegt, der Märta kränken mußte. Aber sie tat alles, um es nicht zu zeigen, wie weh er ihr tat. Sie hatte kein Recht auf ihn. Rick hatte fair gespielt, er hatte von Anfang an gesagt, daß diese Ehe für ihn nur zum Schein bestünde, daß sie nur eine Maßnahme sei, um Märta aus Cillao fortzubringen.

Auch sie mußte ihren Teil des Vertrages halten.

„Ja, Rick, das könnte wirklich interessant sein“, sagte sie und bemühte sich, daß ihre Stimme ruhig klang. Sie trug noch immer eine Binde um den Fußknöchel, aber sie konnte jetzt schon wieder an Deck auf und ab gehen. Ein Matrose trat zu Rick.

„Kapitän Lien läßt Sie bitten, zu ihm auf die Brücke zu kommen.“

Eine tiefe Falte stand auf Kapitän Liens Stirn, als Rick auf die Brücke kam. Er nickte Rick kurz zu, gab dann einige Befehle an den Ersten Steuermann und bat Rick ihm in seinem Privatraum zu folgen.

Er holte eine Flasche Whisky und zwei Gläser, goß ein und leerte das seine.

„Dumme Geschichte nicht wahr?“

Rick nippte an seinem Whisky, er lachte, seine weißen Zähne blitzten. „Ach nein, ich finde das gar nicht, im Gegenteil, ein paar Wochen auf so einer tropischen Insel müssen doch interessant sein.“

Kapitän Lien lächelte ein etwas grimmiges Lächeln. „Ach so, ich vergesse, daß Sie auf der Hochzeitsreise sind. Da wird einem die Zeit nicht lang.“

Ricks Hand schloß sich fest um das Glas, eine kleine blaue Ader klopfte an seiner Schläfe. „Verzeihung, das war nicht so gemeint“, sagte Kapitän Lien. „Hören Sie mal zu, Stjernval, ich möchte Sie um etwas bitten, Sie sind Journalist, Sie können reden — machen Sie den Passagieren klar, daß es unbedingt nötig ist, daß wir die Insel Wigaloo anlaufen. Sie können das besser als ich. Ich bin Kapitän auf einem Frachter, ich kann nicht diplomatisch verhandeln. Diesen Herrn Egidio Baranti, der mich mit Vorwürfen überhäufte, habe ich vorhin die Brücke heruntergeschmissen. Das ist natürlich nicht die richtige Art, mit Passagieren umzugehen. Halten Sie den Leuten einen kleinen Vortrag, Mr. Stjernval, tun Sie mir den Gefallen!“

„Natürlich — wenn es weiter nichts ist“, sagte Rick vergolgt. Er konnte Kapitän Lien gut leiden, er wußte, was dieser Mann im Krieg geleistet hatte. Er war mit seinem kleinen Schiff im Dienst der Alliierten gefahren,

zweimal hatte man ihn torpediert. Er war ein Mann der eisernen Pflicht, wortkarg und ernst.

„Kennen Sie Wigaloo?“

„Nein — ich war noch nie dort, aber ich habe schon viel von dieser seltsamen Insel gehört. Die Menschen sollen dort noch leben wie vor tausend Jahren. Sie befinden sich im ständigen Kampf mit Professor Grymes, der dort seine medizinischen Versuche macht. Die Kanaken können keine Weissen leiden. Nach und nach sind fast alle Amerikaner und Europäer, die sich dort niedergelassen hatten, wieder fortgezogen. Aber Grymes hilft uns — bewundernswert. Wann sind wir in Wigaloo?“

„Gegen Abend, Professor Grymes ist unterrichtet. Er kommt an Bord, sobald wir Anker geworfen haben. Alle Passagiere müssen sich einer ärztlichen Untersuchung unterwerfen. Ich kann es nicht ändern. Dr. Gade besteht darauf — und er hat recht. In diesen Himmelsgegenenden muß man besonders vorsichtig sein. Und noch eines, Stjernval, tun Sie mir den Gefallen und halten Sie mir die anderen Passagiere vom Leibe. Ich habe genug damit zu tun, die Mannschaft in Schach zu halten.“

„Wird gemacht, Kapitän!“

Das Meer hatte sich eine seltsame smaragdgrüne Farbe angenommen. Märta stand an der Reling und blickte nach Westen. Ganz in der Ferne schimmerte ein grauweißer Streifen. Wie eine Wolke sah er aus, aber er veränderte sich nicht. Es mußte Land sein.

Auf einmal hob Märta den Kopf. Ein Duft flog über das Wasser, ein seltsamer süßer Duft.

„Was ist das?“ fragte sie Dr. Gade, der neben ihr stand und mit einem Fernglas den Horizont beobachtete.

„Was meinen Sie, Mrs. Stjernval?“ fragte er erstaunt.

„Der Duft! Dieser unagbar berauschende Duft. Hier mitten auf dem Meer. Spüren Sie ihn nicht?“

Dr. Gade lächelte. „Das sind die Oleandersträucher auf Wigaloo. Die ganze Insel ist mit ihnen bewachsen. Es sieht wunderbar aus — aber es ist gefährlich, die Sträucher sind giftig.“

(Fortsetzung folgt)